



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Waldmüller, R.: Der Aschenkrug und die treulose Witwe

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

seit 1882 um 4,5 Prozent vermindert haben. In Wahrheit wird aber die Einbuße an Hilfskräften für die Landwirtschaft noch größer sein. Denn es fanden sich bei der Zählung niedere Hilfspersonen:

	1895	1882
Männliche	3 239 646	3 629 959
Weibliche	2 380 148	2 251 860

Eine Zunahme sehen wir bei denen weiblichen Geschlechts, doch bloß von 5,7 Prozent, und auch diese wird wohl nur zum Teil den Tatsachen entsprechen und besonders der genauern Erfassung bei der jüngsten Zählung zuzuschreiben sein. Die männlichen Arbeiter dagegen haben sich schon um 10,8 Prozent vermindert, und gerade diese Verminderung der für die schweren Arbeiten wichtigen Kräfte dürfte von der Landwirtschaft als besonders nachteilig empfunden sein. —

Sind hier auch nur in wenigen Strichen die hervorragendsten Erscheinungen der Zusammensetzung der Bevölkerung nach ihren Berufen geschildert und zu erklären versucht worden, so geben sie doch schon eine allgemeine Vorstellung von dem, was in dieser Beziehung das große Wert der deutschen Berufs- und Gewerbezählung zur Erkenntnis der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände Deutschlands gewährt hat und noch gewähren wird.



Der Aschenkrug und die treulose Witwe



ie Frage: Sollen wir uns begraben oder verbrennen lassen? hat, wie man sich erinnern wird, bei ihrem Auftauchen in Frankreich einen Gelehrten, den Professor Desens in Toulouse, auf den Einfall gebracht, aus dem Verbrennen werter Verwandten einen neuen Kultus hervorgehn zu lassen. Die französischen Zeitungen berichteten damals darüber ungefähr folgendes.

Professor Desens läßt jede beliebige, ihm anvertraute Ahnenasche in solcher Weise zusammenstampfen, daß sie von dem feinsten Pulver kaum zu unterscheiden ist. Dann versezt er sie mit Wasserglas, bringt sie unter eine starke hydraulische Presse, und nachdem sie so die Härte eines Granitstücks erreicht hat, läßt er sie zu einer Brosche verarbeiten; und in dieser Form kann dann der Enkel seine Großmutter mit sich herumtragen. Will man etwa in der Weise, wie geschnittne Steine behandelt werden, das Profil der Großmutter oder ihr Wappen oder ihren Namenszug in die Fläche der Brosche hineingebracht haben, so ist der Professor auch solchem billigen Verlangen schon auf halbem Wege entgegengekommen. Durch Matrizen weiß er diese Veredlungen des gewonnenen Aschensteins, noch ehe er völlig Stein geworden ist, auf die zierlichste Weise herzustellen. Es ist in der That die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die aus dem hohen Altertum auf uns gekommen geschnittnen Steine zum Teil einen Ursprung verwandter Art haben. Man weiß, daß in der sogenannten grauen Vorzeit ganze Nationen der Leichen-

verbrennung anhängen, und da uns fast alljährlich neue Aufschlüsse über ihre Kenntnisse in der Überzeugung bestärken, daß uns nicht allein die Chinesen in vielen Erfindungen um Jahrhunderte voraus gewesen sind, so bleibt abzuwarten, ob uns nicht eines Tags Broschen aus der Asche der Dido, wenn nicht gar aus der des Herakles in Erstaunen setzen werden. Vielleicht ist ein Nachfolger Schliemanns in diesem Augenblicke schon mit einem solchen Funde beschäftigt.

So weit die französische Verwertung der Verbrennungstheorie. Man wird einräumen, daß etwas von dem kunstindustriellen Sinn der großen Modemetropole darin zum Ausdruck gekommen ist. Im Gegensatz dazu kam von England, und zwar von einem Methodistenprediger Namens Webster, die Empfehlung des Aschenkrugs. Die Aufstellung eines solchen und der ihm möglichst offenkundig gewidmete Kultus, so hieß es, werde in weiten Kreisen dem raschen Vergessen der Abgeschiednen aufs wirksamste entgegenarbeiten. Bald darauf las man denn auch in den Zeitungen, der nach Berlin übergesiedelte Witwer einer in Gotha verbrannten Amerikanerin habe die mit ihrer Asche gefüllte Urne auf dem Geländer seines Balkons befestigen lassen. Dort könne man ihn nun täglich zu gewissen Stunden sehen, wie er dem Andenken der Verstorbenen eine stille Sammlung weihe, worauf er dann gestärkt an seine Berufsgeschäfte gehe.

Wiederholt ist seitdem von den guten Folgen berichtet worden, die nachweislich auf die Rechnung des erwähnten Witwers zu bringen seien. Sie betrafen aber angeblich nur Witwer, und das hat zur Aufwerfung der Frage geführt, ob denn von einer Witwe noch nichts ähnliches berichtet werden könne. Und wie einst der Ruf: „Ist denn kein Dalberg da?“ wenn der Kaiser ihn erhoben hatte, von allen wiederholt wurde, so heißt es jetzt: „Ist denn immer noch keine Urnenwitwe da, von der sich ähnliches berichten ließe?“ Die armen Frauen! Was hilft es, daß die Dichter aller Nationen das eigne, das männliche Geschlecht ebenso oft in seinen Schwächen wie in seinen Tugenden geschildert haben: die treulose Witwe bleibt einmal eine Überlieferung, und der treulose Witwer ist es nicht.

Wer hat die Geschichte von der „treulosen Witwe“ erfunden? Und giebt es denn nicht auch eine Geschichte eines treulosen Witwers? Hier einiges zur Klarstellung dieser wichtigen Angelegenheit.

Wir haben in der That in der Litteratur keinen treulosen Witwer, d. h. keinen, der mit so viel Geschick hingestellt worden ist, daß er sich als Typus von Zeitalter zu Zeitalter und von Nation zu Nation vererbte — aber wir haben eine, oder richtiger gesagt, wir haben „die treulose Witwe.“ Uns Deutschen wird beim Überdenken dieses Themas vor allem ein Gedicht von Chamisso durch den Sinn gehn. Es ist keines seiner besten, und wenn der treffliche Adalbert unsre Frauen nicht durch sein schönes „Frauen Lieb und Leben“ und durch „Die alte Waschfrau“ für alle Zeit gewonnen hätte, jenes Lied würde ihm teuer zu stehn gekommen sein. Ein Landsknecht — so ungefähr ist der Inhalt — hat einen Galgen zu bewachen, in dessen Nähe eine Witwe über der Leiche ihres Gatten trauert. Sie hat diesen so heiß geliebt, daß sie eher das Leben als seine sterblichen Reste lassen zu können meint und Trank und Speise von sich weist. Da aber der Landsknecht, dem einer der zu bewachenden Galgentoten gestohlen worden ist, durch diesen Diebstahl in die größte Verlegenheit gerät, so bietet sie, nachdem sie sich schon durch ihn zum Essen und Trinken hat bereben lassen, ihm auch noch die Leiche ihres Gatten zum Ersatz an, ja sie sorgt sogar dafür, daß er aufgehängt wird. Chamisso hat sich seine Stoffe häufig aus der französischen Litteratur geholt, und auch dieses Gedicht knüpft an eine Lafontainische poetische Erzählung verwandten Inhalts an, La matrone

d'Ephèse. Sie ist in heiterem Ton gehalten und ironisiert mit guter Laune den ganzen Vorgang. Was im Deutschen abstoßend wirkt, hat in der französischen Vortragweise noch immer einen Reiz, der Dingen eigen ist, die mit Geschick auf der Grenze von Ernst und Scherz, von schicklich und unschicklich, von eben noch zulässig und eigentlich schon verwerflich gehalten werden. Über die Sache selbst den Stab zu brechen ist natürlich auch die französische Leserin keinen Augenblick im Bedenken, aber der französische Fabulant nimmt das Recht in Anspruch, sich den Ton der Frauen anzueignen, die, wenigstens unter vier Augen, der Meinung sind, daß „ein lebendiger Tranknecht noch immer mehr wert sei als ein toter Kaiser,“ und da es ohne alle Frage solche Deutchen giebt, so sagt er, gewissermaßen als ihr ironischer Anwalt:

Cette veuve n'eut tort
Qu'au dessein de mourir,
Car de mettre au patibulaire
Le corps d'un mari tant aimé,
Ce n'était pas peut-être une si grande affaire:
Mieux vaut gaujat debout qu'empereur enterré.

Natürlich hat auch Lafontaine seine Vorgänger. Er selbst bezieht sich auf einen bekannten römischen Autor, auf Petronius. Wie lautet die Begebenheit bei ihm? Ganz ähnlich. Erzählt wird sie auf einem Schiffe und zwar von einem Manne Namens Eumolpus, während unter den Zuhörern der Kapitän des Schiffes und eine Buhlerin sind. Diese verhüllt ihr Gesicht errötend, als der Erzähler zu Ende ist, und der Kapitän ruft aus: Die schändliche Witwe hätte ans Kreuz geschlagen werden sollen. Sollen! Denn in Wirklichkeit geht es ihr weder bei Petronius so schlimm, noch bei Lafontaine, noch auch bei Chamisso. Es versteht aber nicht jedermann Spaß, und so hat Johann Salisberienfis eine Version (nach Flavianus), die dahin lautet, daß die Witwe wie eine ebrecherische Mörderin bestraft worden sei.

Einfacher ist das Empfinden eines biedern deutschen Dichters gewesen, Hans von Büchel, der das französische Siebenmeisterbuch metrisch verdeutschte, worin die Geschichte von der treulosen Witwe zu lesen ist. Der Inhalt hat jetzt folgenden Verlauf. Zunächst sehen wir den Gatten sterben und zwar aus Liebe zu seiner Frau, die sich in den Finger geschnitten hat; die Angst um sie ist sein Tod geworden. Nun will sie nicht von ihm weichen. Freunde müssen ihr ein Hüttlein auf dem Kirchhof bauen. Dort hält sie bei der Leiche Wacht. Ein Hauptmann, der in der Nähe einen Diebesgalgen zu bewachen hat, sieht Licht in der Hütte, bittet um Erlaubnis, sich drinnen etwas zu wärmen, und redet ihr zu, sich doch nicht der Welt zu entziehen. Sie will aber nichts von ihm hören. Inzwischen stiehlt man ihm den Gehentken, und nun kommt er ratlos wieder zu ihr, denn es kann ihm das Leben kosten. Jetzt wird sie endlich andern Sinnes. Sie sagt:

Wenn du folgest meinem Mut,
Verlörst du weder Geld noch Gut.

Und sie will ihm den Toten zum Ersatz überlassen, wenn er sie dafür zum Entgelt ehelichen wolle. Er hat es nun freilich nicht ganz so eilig. Dem Gehentken, sagt er, fehlten zwei Zähne. Sie weiß gleich Rat: Nimm einen Stein und schlag sie dem Toten aus. Dazu will er sich nicht verstehen:

Denn da er lebt der fromme Mann,
Gut Gesellschaft hat er mir gethan.

Nun schlägt sie selbst dem Toten die Zähne aus. Aber auch eine Wunde hat er am Leibe gehabt, sagt der Hauptmann, und die Ohren waren ihm abgesehritten.

Wieder weiß sie Rat: Dann thu ihm das auch.

Nein, sagt der Hauptmann, wenn ein Lebendiger einen Toten schlage, das brächte ihm geringe Ehr.

Jetzt besorgt sie selbst auch diese Verstümmelung. Dann hängen beide gemeinsam die so zugericthete Leiche auf. Nun will sie mit ihm zum Priester gehn. Er jedoch hat von ihr genug.

O du schämliche Frome,
Du bist die böste ob allen Weibern,
Wer sollt syn Zit mid dir vertrieben?
Oder dich zu der E nemen?
Phy, der muß sich schemen.

Und er schlägt ihr den Kopf ab.

Es versteht sich, daß Hans von Büchel nicht der einzige ist, der mit der Witwe streng ins Gericht geht. In einer Stuttgarter Handschrift wird ihr nicht nur der Kopf abgesehritten, ihr Körper wird auch noch ins Wasser geworfen. Die Mehrzahl der Bearbeiter dieser uralten Geschichte — und es giebt ihrer in aller Herren Ländern — begnügt sich aber mit einem Tadel, oder sie wenden die Sache ins Romische. Wer sich weiter dafür interessiert, lese Eduard Griesbachs vortreffliche Abhandlung über diesen Gegenstand.

Ich komme zu der Frage: Woher nahm Petronius diese nichtswürdige Geschichte? Der eben genannte Autor will sie auf Indien zurückverweisen. Aus Indien sei auch jene chinesische Novelle entsprungen, die etwa vor hundertzwei und vierzig Jahren durch französische Jesuiten nach Europa kam, aber uns erst vor kurzem durch eine englische Uebersetzung des Originals in diplomatischer Genauigkeit zugänglich geworden ist.

Folgendermaßen läßt sich nun die chinesische Novelle skizzieren. Tschwang-Sang ist ein Weiser. Auf seinen einsamen Gängen kommt er einst in die Nähe eines vernachlässigten Kirchhofs. Dort sieht er eine junge Frau in schlichtem Kleide auf einem frischen Hügel sitzen und ihn mit ihrem Fächer fächeln. Auf seine Frage, wer dort begraben sei, giebt sie zur Antwort: Der in diesem Grabe liegt, ist der arme Narr, mein verstorbner Mann. . . . Als letzten Wunsch sprach er aus: Wann ich wieder heiraten wolle, so möge ich warten, bis die Erde über seinem Grabe trocken geworden sei.

Tschwang-Sang wundert sich natürlich über diese Antwort, erbietet sich aber, die Frau bei der Arbeit abzulösen, worauf sie mit Freuden eingeht. Dann, als der Hügel trocken ist, verehrt sie ihm ihren schönen weißen Fächer und geht lachend fort, während er gedankenvoll heimkehrt. Seine junge Frau — zwei hatte er schon verloren — hört ihn seufzen. Er erzählt ihr den Vorgang. Sie erklärt das Fächerweib für ein Wesen ohne Scham und Tugend und zerbricht zornig den Fächer. Und da er meint: die Kenntnis des menschlichen Antlitzes sei noch nicht die Kenntnis des menschlichen Herzens, vermißt sie sich: wenn er sterben sollte, werde sie bis an ihr Lebensende Witwe bleiben. Einige Tage darauf erkrankt er. Bald wirst du bedauern, den Fächer zerbrochen zu haben, seufzt er. Sie aber schwört, sie heirate nach seinem Tode nicht wieder, und erbietet sich auf der Stelle, sich selbst den Tod zu geben.

Nun stirbt er. Ihr Schmerz ist grenzenlos. Sie schläft nicht, sie ißt nicht, sie trinkt nicht. Am neunten Tage, nachdem ihr Gatte im Sarge liegt, meldet sich bei ihr ein Student. Es hat ihn der Wunsch hergetrieben, den Weisesten der Weisen kennen zu lernen. Er ist prinzlichen Blutes und bittet, ihm jetzt wenigstens zu gestatten, daß er im Hause bleibe, bis der teure Meister bestattet sei. Die Witwe kann auch nicht umhin, es ihm zu erlauben.

Bei den gemeinsamen Trauerandachten, denen sie sich nun hingeben, verliebt sich die Witwe in den schönen Jüngling. Sie vertraut sich dem von ihm mitgebrachten alten Diener. Dieser gesteht, daß auch sein Herr sie liebe und nur fürchte, es sei gegen das Gesetz, wenn ein Schüler die Witwe seines Meisters heirate. Sie beschwichtigt des Dieners Sorgen, giebt ihm Wein, und nachdem der Prinz von ihm erfahren hat, daß die schöne Witwe seiner begehre, erklärt dieser durch seinen Diener, drei Dinge stünden ihrem Bunde im Wege, selbst wenn er jenen Einwand seines Dieners fallen lasse. Zunächst stehe der Sarg noch im Hause. Dann fürchte er ihre Mißachtung, da er nur ein Schüler sei, ihr Verstorbener aber der Meister aller Meister. Zum dritten: er habe nur Gepäck, kein Geld bei sich.

Sie antwortet: ein toter Körper sei nicht die Quelle des Lebens; hinter dem Hause sei ein kleiner Stall — dorthin wolle sie den Sarg tragen lassen. Was die Berühmtheit ihres Gatten betreffe, nun, sie bestreite sie nicht; aber übergesiebt sei er keineswegs gewesen. Geld endlich habe sie selbst genug, sie wolle auch für Hochzeitskleider sorgen, er solle nur eilen. Nun hat auch der Prinz keine weiteren Bedenken, der Sarg wird in den Stall geschafft, sie legt prächtige Kleider an, „ist selig wie im Himmel und glücklich wie die Erde“ und läßt sich mit ihm einsegnen. Aber plötzlich stürzt der Prinz um. Sie ist in Verzweiflung. Der Diener deutet an, dergleichen sei seinem Herrn öfter passiert.

Und das Mittel dagegen? ruft sie.

Etwas von dem Hirn eines Lebendigen. Welches Unglück! Aber mein Mann liegt ja im Sarge, ist kein Lebendiger mehr. Ob nicht das Hirn eines Toten, fragt sie, auch helfen könne? Allerdings, versichert der Diener, wenn der Tote nämlich noch nicht neunundvierzig Tage tot ist.

Mein Mann, sagt die Witwe, ist erst zwanzig Tage tot; könnten wir nicht den Sarg aufbrechen und sein Gehirn nehmen?

Ich besorge nur, antwortet der Diener, daß Ihr das nicht gern thun werdet.

Ich und der Prinz, giebt sie Bescheid, sind Mann und Weib. Und sie holt ein Beil. Nach einunddreißig Schlägen hat sie den Deckel gesprengt. Indem sie dann aber daran geht, ihrem Verstorbenen den Schädel einzuschlagen, bemerkt sie mit Schrecken, daß er sich langsam aufrichtet. Die Lampe und das Beil entfallen ihren Händen. Hilf mir auf, Frau! ruft er, und sie muß ihm aus dem Sarge helfen.

Jetzt gilt es, sich herauszulügen. Sie behauptet, von einer frohen Ahnung zum Öffnen des Sarges getrieben worden zu sein.

Und deine gestickten Ärmel und Beinkleider? forscht er, da du doch in Trauer bist?

Alles im Gefühl sicherer Vorfreude! ruft sie.

Sehr gut, sagt Ischwang-Sang, aber warum steht mein Sarg hier im Stall?

Auf diese Frage bleibt sie die Antwort schuldig.

Daß sie jemand mit Wein regalierter, sieht er an den halb geleerten Gläsern und Flaschen.

Gieb mir zu trinken, sagt er.

Dann schreibt er folgende Verse auf ein Blatt Papier:

Welche Liebe haben Gatte und Gattin zu einander, die zusammen geschlafen haben hundert Nächte?

Sobald sie ein neues Gesicht erblicken, vergessen sie das alte!

Und können mit eigener Hand das Beil ergreifen, um den Sargdeckel zu öffnen.

Wie könnten sie warten, bis das Grab trocken ist!

Zugleich streckt er seinen Finger aus, und seine Frau sieht zwei Schatten: den Prinzen und dessen Diener. Denn Tschwang-Sang war ein so großer Weiser, daß er „sein Wesen in zwei zu teilen verstand und seinen Körper von dessen Schattenbild zu trennen wußte.“ Er läßt die Schatten dann wieder verschwinden, und die Frau erhehnt sich.

Ob aus Scham oder aus Schmerz um den zerronnenen Prinzen, erfahren wir nicht.

Tschwang-Sang schneidet die Entseelte von dem Balken ab, an dem sie hängt, legt sie in den von ihm eingeweihten Sarg, zündet die Hütte an und zieht gen Westen — man weiß nicht, wohin.

Dies in Kürze die chinesische Geschichte von der treulosen Witwe. Es ist bemerkenswert, daß die spätern Erzähler das Aufleben des Gatten und seine Zauberkräft nicht erwähnen, sehr zum Nachteil der Witwe. Denn eigentlich ist ja der Gatte in der chinesischen Erzählung noch strafbarer als seine junge Witwe, ganz abgesehen von seinem verdrießlichen Pessimismus, der sich an der Rose nicht zu freuen vermag, weil sich in ihren Wurzeln möglicherweise ein Regenwurm birgt, er ist sogar ein sträflicher Versucher und Mörder. Oder hat sein Blendwerk die arme Frau nicht in den Tod getrieben? Durfte sie nur unter der einen Bedingung leben, daß sie nach seinem Tode allen Versuchungen widerstehn würde? Wo ist ein Gesetz, das den Witwen dies vorschreibt, und wo ist das Gesetz, das einem Gatten erlaubt, sich scheinot zu stellen und selber als jugendlicher Prinz verkleidet sich seiner Witwe mit verführerischem Zauber zu nähern?

Was den Zusammenhang dieser Erzählung mit der des Petronius betrifft, so ist wohl noch folgendes ins Auge zu fassen. Seit zweitausend Jahren hat die treulose Witwe des Petronius keine wesentlich größere Veränderung, außer den erwähnten, erlitten, als daß aus dem Kreuz, an dem der gestohlene Verbrecher hing, ein Galgen geworden ist. Der Kern der Geschichte blieb nämlich der gestohlene Dieb, der liebreizende Wächter, die vermeinte Unerfeglichkeit und Unvergesslichkeit des verstorbenen Gatten, seine plötzliche Entwertung von dem Augenblicke an, wo die Witwe ihr Herz einem andern zuwandte. Auch die Verstümmelung und das Aufhängen sind geblieben, wenn auch unter kleinen Abweichungen. Dies beweist einerseits die Vortrefflichkeit des Motivs. Der Wahrheit nacherzählt oder nicht, es ist so festgesetzt, daß jede Änderung eine Verschlechterung sein mußte. Andererseits beweist es die zähe Dauer solcher gut abgerundeten Überlieferung. Und endlich bürgt es dafür, daß die Geschichte des Petronius, wie schon vorhin angedeutet worden ist, zwar eine Seitenverwandte der chinesischen Novelle ist, daß dazartige Motive aber ebenso wenig auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeführt zu werden brauchen, wie die Menschheit auf ein einziges erstes Paar.

Noch wenige Worte über die Änderungen, die mit der chinesischen Novelle seit ihrem Bekanntwerden in Europa vorgegangen sind. Es sind deren zwei, beide

von berühmten Dichtern, von Voltaire und von Goldsmith, dem Verfasser des *Wicar of Wakefield*. Wenn ich auf Goldsmiths Änderung zu sprechen komme, wird auch endlich der oben in der Litteratur vermißte „treulose Witwer“ zum Vorschein kommen, der freilich schon wieder in Vergessenheit geraten ist, weil er nicht mit dem Stempel des Geniuses versehen war.

Was Voltaire anlangt, so hat er offenbar die chinesische Novelle zur Unterlage genommen. Sie war im Jahre 1733 nach Paris gekommen, und seine Geschichte von Zadig und Azora datiert vom Jahre 1747. Das sehr gute Motiv mit dem Fächeln der Graberde hat er fallen lassen. Erfindarisch, wie er war, kam es ihm nicht darauf an, ein neues zu ersinnen; er schöpfte aus einer arabisch-chaldäischen Quelle. Das neue Motiv ist auch in der That kaum minder glücklich gefunden. Eine Witwe hat ihrem Manne ein Grab am Ufer eines Baches errichtet und ihm dort Gesellschaft zu leisten gelobt, so lange das Wasser an dem Grabe vorbeifließe. Azora, die Gattin Zadigs, geht hin, um die Trauernde zu trösten, findet sie aber schon vollauf beschäftigt, den Lauf des Baches abzuleiten. Azora ist außer sich, aber ihre leidenschaftliche Verurteilung der Witwe macht Zadig mißtrauisch. Er verabredet sich mit seinem Freunde Cador. Azora wird auf zwei Tage fortgeschickt. Zadig legt sich in einen Sarg, und als sie zurückkommt, läßt sie sich von Cador bereden, Zadig sei gestorben, und Azora könne nichts besseres thun, als sich mit ihm, mit Cador, trösten. Nun folgt wieder das Umfallen des Liebhabers. Er sagt, er leide an einem Übel, das am schnellsten durch das Auflegen der Nase eines eben erst Verstorbenen geheilt werden könnte. Rasch eilt Azora mit einem Rasiermesser nach dem noch offenen Sarge des Toten, dieser richtet sich aber abwehrend auf und sagt: Madame, machen Sie gefälligst kein weiteres Geschrei über den jungen Cador. Was Sie da eben mit meiner Nase vorhatten, nimmt es mit dem von Ihrer Freundin versuchten Ableiten eines Baches wohl noch auf!

Diese Erzählung ist in ihrer Art meisterhaft. Durchaus Voltairisch ist das Nasenabschneiden. Man denke nur an *Candide*. Daß die Lösung verträglich ist, rechne ich der Überarbeitung zum Verdienst an, ganz abgesehen davon, daß Voltaire von vornherein durch den Ton, worin er die Sache vorträgt, eine tragische Lösung ausschließt.

Die Moral aller dieser Veranstaltungen, um die Trauer zu ermitteln, die der Tod eines der Ehegatten dem andern bereiten werde, ist wohl am besten in dem Sprüchlein ausgedrückt:

Der Lauscher an der Wand
Hört seine eigne Schand.

Und eine Neugier dieser Art mag nur immerhin selbst den Schaden zahlen, wenn sie nach solcher Erfahrung um einen Wahn ärmer wird. Solche Geringschätzung des Gatten, der sich aus Eitelkeit diese Enttäuschung bei Lebzeiten verschaffen zu müssen glaubt, mag Goldsmith bewogen haben, in seiner Bearbeitung der chinesischen Novelle noch einen Schritt weiter zu gehn. Bei Goldsmith, dessen Geschichte wieder auf die Dame mit dem Fächer zurückgreift, wird diese schließlich von Choang — dem aus dem Sarge Auferstandnen — zum Weibe genommen, nachdem sich die Frau des Choang aus Scham darüber, daß sie ihren Gatten so bald vergessen hat, den Tod gegeben hat. Und zwar heiraten sich die beiden auf dem Fleck, „damit die vielen Veranstaltungen für eine Hochzeitsfeier nicht ganz umsonst gemacht sein sollten.“ Hier haben wir, wie schon erwähnt, auch einmal

den „treulosen Witwer,“ wie ihn die Frauenwelt kaum in häßlicherer Gestalt finden kann. Denn obgleich Choang nicht wie jener Tschwang-Sang auch noch seine Überlegenheit als Zauberer in die Waagschale werfen konnte, in der er die Glaubhaftigkeit der Gattin wägen wollte, so war sein Scheintodspielen doch schuld an dem Tode der Gattin, und nur ein Nichtswürdiger konnte sich, nachdem er das verschuldet hatte, sofort mit einer andern verbinden. Im übrigen suchten die englischen Dichter zu der Zeit, wo Goldsmith schrieb, mit wenigen Ausnahmen, nach französischen Mustern ernste Dinge ins Drollige zu ziehen, und der Proben, wo ihnen dies mißlang, giebt es genug.

Fragen wir nun zum Schluß, ob die Literatur so ungerecht gewesen ist, die Witwe immer nur in dieser wenig löblichen Weise vorzuführen, so brauchen wir uns nur, um die Frage verneinen zu können, zu erinnern, daß kein Geringerer als Sophokles in seinen Trachinierinnen dem Schmerz der Gattin um den sterbenden Gatten ein unvergängliches Denkmal errichtet hat. In dem Worte Mausoleum selbst verewigt sich bekanntlich der Ruhm einer besonders treulebenden Witwe. Denn die Gattin des Königs Mausolus, Artemisia von Karien, war es, die dieses Wort als Bezeichnung des vielgerühmten Grabtempels in ihrer Hauptstadt Halikarnas einführte. Wie die Dichter gesagt und gesungen haben, glaubte sie aber die Asche ihres Gatten selbst in jenem prächtigen Bau noch nicht so würdig aufgehoben, wie die teuern Nester es verdienten, und indem sie die Asche in einem Becher Wein auflöste und diesen trank, machte sie ihren eignen Leib zum Monument des Verstorbenen. Das ist freilich wieder ein übertreibender Zug, der an die Witwe von Ephesus erinnert, die auf dem Grabe ihres Gatten den Hungertod erleiden wollte. Zuletzt aber bleibt diesen Überlieferungen und ebenso allen jenen Berunglimpfungen der Witwe gegenüber ja für alle Ewigkeit ein Frauenbild bestehen, das, wenn auch nicht als wirkliche Witwe, so doch als Strohwitwe den größten Dichter aller Zeiten zum Lobredner und zum Verherrlicher gehabt hat — Penelope.

R. Waldmüller



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kann den Technischen Hochschulen das jus doctorandi verliehen werden? Das Verlangen der Technischen Hochschulen, auf Grund einer Prüfung einen Titel zu verleihen, der ihren Schülern eine bestimmte Wertschätzung im praktischen Leben und in der wissenschaftlichen Welt sichert, ist durchaus berechtigt, und es wird die Entwicklung der Technischen Hochschulen erheblich fördern, wenn dieser Wunsch in angemessener Weise erfüllt wird. Indes erscheint es von vornherein auffallend, daß sie einen solchen Titel nicht aus ihren eignen, in dem modernen Leben und seinen Bedürfnissen wurzelnden Verhältnissen heraus zu schaffen bestrebt sind, sondern einen Titel entlehnen wollen, der vor etwa siebenhundert Jahren von den sich damals bildenden Universitäten geschaffen und seitdem ausschließlich von den Universitäten verliehen worden ist.

Bei näherer Untersuchung zeigt sich aber, daß dem Versuche, diesen Titel den Universitäten zu entlehnen, noch andre und sehr ernste Bedenken entgegenstehn.